

UNIVATIIV

Das Lüneburger Hochschulmagazin

Ich weiß was,
was du nicht weißt!



ine +++ Termine +++ Termine +++ Termine +++ T

Die wichtigsten Daten auf einen Blick

Juni - September 2008

CAMPUS

- 04.07. **Ende der Vorlesungszeit**
06.10. **Beginn der Vorlesungszeit**

CAMPUS LIFE

- 28.06. **Flohmarkt im Vamos!**
Aufbau: 9.00 Uhr, Beginn: 10.00 Uhr
27.06. **9. Norddeutscher Bankentag**
„Risikomanagement der Kreditwirtschaft“
Uni-Campus, Hörsaal 1, Beginn: 9.20 Uhr

PARTY

- 27.06. **Made in Germany im Vamos!**
Beginn: 22.00 Uhr
20.06. **Funky Beats, Stadtfest Spezial**
WunderBar, Beginn: 22.00 Uhr
26.06. **Semesterabschlussparty im Vamos!**
Beginn: 22.00 Uhr
27.06. **90er Jahre Party im Vamos!**
Beginn: 22.00 Uhr

MUSIK

- 26.07. **Nacht der Romantik**
Kurpark Lüneburg
23.08. **Schleswig Holstein Musik Festival 2008:**
Abschlusskonzert des Meisterkurses
Kulturforum Gut Wienebüttel,
Beginn: 20.00 Uhr
16.09. **Quadro Nuevo: Canzone della Strada**
im Vamos!
Einlass: 19.00 Uhr, Beginn: 20.00 Uhr
19.09. **Niedersächsische Musiktage:**
Lange Nacht der Entdeckung
Kulturforum Gut Wienebüttel,
Beginn: 19.30 Uhr
23.09. **Hannes Wader: Live 2008**
im Vamos!
Einlass: 19.00 Uhr, Beginn: 20.00 Uhr

KULTUR

- 21.06. **Lesung: Thomas Meinecke**
ASTA-Wohnzimmer, Beginn: 21.30 Uhr
24.06. **Lesung: Marcel Beyer – Kaltenburg**
Heinrich-Heine-Haus, Beginn: 20.00 Uhr
24.06. **Lesung: Christoph Hein**
Ehregast im Heinrich-Heine-Haus 2008
Fürstensaal/Rathaus, Beginn: 20.00 Uhr

- 27.08. **„Liebe“ Kabarett mit Hagen Rether**
Kulturforum Gut Wienebüttel,
Beginn: 20.30 Uhr
30.08. **Lüneburger Literaturnacht**

LÜNEBURG

- 20.-22.06. **37. Lüneburger Stadtfest**
28.06. **Lüneburger Familien-Flohmarkt**
Behördenzentrum-Ost, Beginn: 10.00 Uhr
19.07. **Flohmarkt**
Sülzwiesen, Beginn: 7.00 Uhr
09.08. **Flohmarkt**
Sülzwiesen, Beginn: 7.00 Uhr
06.09. **Lüneburger Familien-Flohmarkt**
Behördenzentrum-Ost, Beginn: 10.00 Uhr
12.-16.09. **Oktoberfest**
Sülzwiesen
28.09. **Verkaufsoffener Sonntag**
Innenstadt
03.-05.10. **Lüneburger Sülzmeistertage 2008**

SPORT

- 19.06. **EM-Viertelfinale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr
20.06. **EM-Viertelfinale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr
21.06. **EM-Viertelfinale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr
25.06. **EM-Halbfinale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr
26.06. **EM-Halbfinale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr
29.06. **EM-Finale im Vamos!**
Einlass: 19.15 Uhr, Beginn: 20.45 Uhr

HAMBURG

- 03.07.-10.08. **Filmnächte am Millerntor**
17.07.-31.08. **Open-Air-Kino im Schanzepark**
25.07.-24.08. **Hamburger DOM**
Heiligengeistfeld
15.-17.08. **Dockville-Festival**
Wilhelmsburg
07.09. **13. Vattenfall Cyclics**
28.-31.08. **Alstervergnügen**
10.00-24.00 Uhr

Alle Angaben ohne Gewähr.

Editorial

► Ich weiß was, was du nicht weißt!

Liebe Leser,

sicherlich haben die meisten von euch heute morgen schon ihre E-Mails gecheckt, eventuell mit einem Freund oder Freundin geschattet und schnell noch das aktuelle Material für die Seminarsitzung aus „mystudy“ runter geladen.

Bei vielen läuft der Computer zu Hause ununterbrochen. Ein bisschen online Zeitung lesen hier, über Stellenangebote im Internet schnell Nebenjobs ergreifen, Überweisungen machen und die Recherche für die nächste Hausarbeit tätigen. Schauen, wann der nächste Bus fährt und wie teuer ein Flug nach Kuba ist. Alles ohne in ein Reisebüro, an eine Bushaltestelle oder in die Bibliothek gehen zu müssen.

Wir leben in einer Informationsgesellschaft, in der es für viele kaum noch vorstellbar ist, ohne die Möglichkeit der jederzeit verfügbaren Informationen zurecht zu kommen. Der Weg des ewigen Informationsflusses kann aber auch ins Gegenteil umschlagen, da andere Menschen genauso einfach Dinge über uns erfahren können. Sei es über Informationen, die man in Communities preisgegeben hat, oder Details, die sich „ergoogeln“ lassen. Und nicht nur dort finden sich die ganz privaten Informationsabgründe, die jeder einsehen kann. Heutzutage speichern wir viele unserer Daten auf Karten, mit denen wir uns ausweisen müssen, oder bei jeglichen Registrierungen registrierbare Dinge. Mit ein bisschen „Hackerbegeisterung“ und lückenhafter Datenaufbewahrung können Unbefugte an Informationen gelangen, die nicht für sie bestimmt sind. „Ich weiß was, was du nicht weißt“ – und das ist deine Information.

Trotz all der Risiken – über die man sich selten Gedanken macht – sind wir gerade als Studenten auf die Vorteile unserer Informationsgesellschaft angewiesen. Natürlich ginge es auch ohne, jedoch genießen wir den Luxus.

Univativ hat sich in dieser Ausgabe mit der Frage auseinandergesetzt, wie sich die Informationsgesellschaft auf uns auswirkt. Wie hat man als Student früher eine Magisterarbeit geschrieben – ohne die große virtuelle Welt als Hilfe in Anspruch nehmen zu können? Wie ist unser alltäglicher Wegbereiter „Google“ entstanden, der auf viele Fragen eine Antwort findet? Gibt es an unserer Uni eigentlich Sicherheitslücken? Nimmt man das Informationsmedium schlecht hin – die Zeitung: Was geschieht in einer Pressedatenbank? Was sind die Aufgaben der Dokumentation in einem großen Verlag?

Natürlich liefern wir euch auch Informationen zur Hochschulpolitik und führen euch durch die architektonische Vergangenheit der Universität Lüneburg. Darf bei den Gebäuden der ehemaligen Scharnhorstkaserne – die heute unsere Uni ist – von Nazi-Bauten gesprochen werden?

Herr Spoun, „Wissen wir was, was andere nicht wissen?“.

Viel Spaß beim Lesen und Informieren.

*Svenja Kühlke
(für die Redaktionsleitung)*

Werbeanzeige

Werbeanzeige

Inhaltsverzeichnis

► TITEL

- 06 Von Email zu E-Mail**
Von der Industrie- zur Informationsgesellschaft:
der Siegeszug der Kommunikation
- 07 Geronnene Fakten**
Die Pressedokumentation bei Gruner+Jahr
- 08 Zurückgeschaut: Abschlussarbeit ohne WWW
und PC**
Wie leicht das Schreiben heute ohne
Schreibmaschine und TippEx-Streifen ist
- 09 Google – eine Erfolgsgeschichte**
Die Entstehung der weltbekannten Suchmaschine

► CAMPUS

- 10 Heimat, Heide, Hakenkreuz**
Die Leuphana konstruiert ihre Geschichte:
Anmerkungen zu einer Debatte
- 12 Kennst du dich aus mit Hochschulpolitik?**
Eine Umfrage an der Universität Lüneburg
- 13 Trainingsziel Ausbildungsplatz**
Lüneburger Studenten machen Schüler
„Fit für die Bewerbung“
- 14 Hallo, hier spricht das Gerät vom Flur**
Kopierer an der Uni: Das unterschätzte
Sicherheitsrisiko?

► CULTURE CLUB

- 15 Keltische Spurensuche**
McKennitts Musik entführt in fremde Länder
und Kulturen
- 15 Aus der Asche empor**
Olms-Verlag startet Reprint-Reihe verbrannter
Bücher
- 15 Eisige Effekthascherei**
„Der goldene Kompass“ setzt auf den falschen
Kurs
- 15 Webtipp: Sprachreisen**
„Pimp my Lebenslauf“ in Urlaubsatmosphäre

► GLOBETROTTER

- 16 „ai mi cuba ... como te quiero mi cuba“**
Ein Reisebericht der Kuba-Exkursion 2008

► PARENTS' CORNER

- 18 Von 100 % auf 50 % = 15 Credit Points**
Teilzeitstudium: nicht nur für studierende Eltern

► ZEITGEIST

- 20 Ein Hut, ein Stock, ein Regenschirm für Nicaragua**
„Viva con Agua“ Pilgerreise zur EM – ein Interview
mit dem ehemaligem FC St. Pauli Spieler Benjamin
Adrion
- 27 Impressum**

Von Email zu E-Mail

► Von der Industrie- zur Informationsgesellschaft: der Siegeszug der Kommunikation

Kannst Du Dir ein Leben ohne Internet vorstellen? Wie sähe ein Tag, eine Woche oder ein Monat ohne E-Mails, Blogs oder „MyStuddy“ aus? Würdest Du freiwillig auf Dein Handy oder Dein Telefon verzichten? Diese theoretischen Fragen sind bestimmt jedem von uns schon einmal durch den Kopf gegangen – mit dem Ergebnis, sie sofort wieder verworfen zu haben. Ein Alltag ohne „elektronischen Kram“ hieße nämlich gleichzeitig: ein Alltag ohne unmittelbare fernmündliche bzw. -schriftliche Kommunikation. Jene Kommunikation allerdings ist der Schlüsselbegriff unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Wir wollen zunächst einen Schritt zurück gehen und uns auf das Parkett der Technik wagen: Sowohl im mykenischen Griechenland (um 1800 v. Chr.) als auch auf Zypern (um 1200 v. Chr.) wurde eine fein pulverisierte, angefeuchtete Glasmasse mit niedrigem Schmelzpunkt unter hoher Temperatur auf einen Metallgrund aufgeschmolzen und auf Goldplatten angewandt. Diese Methode erreichte ihren ersten Höhepunkt bei den Kelten, die das Verfahren über 1.200 Jahre in ihrem Kunsthandwerk anwendeten – bis 800 n. Chr. Ja, es handelt sich um: Email. Und eben nicht um E-Mail. Diese orthographisch identischen Begriffe sind zwei gänzlich verschiedenen Zeitepochen entnommen, haben scheinbar nichts miteinander zu tun und dennoch lassen sich inhaltliche Parallelen ableiten. Galt die anorganische Zusammensetzung Email in vielen Kulturen über Jahrhunderte hinweg als ein Luxusgut zur Herstellung von Schmuckstücken und Souvenirs, entwickelte sich das temperaturbeständige und säureresistente Material Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Alltagsprodukt. Emailiertes Eisen eroberte Haushalt und Fabrik, Technik und Werbung. In nahezu jedem Haushalt des letzten Jahrhunderts waren emailierte Waschgefäße und Öfen vorzufinden. Auch das Küchengeschirr war durch den Schutzüberzug vor Korrosion geschützt.

Eine ähnliche Entwicklungsgeschichte hat die E-Mail in viel kürzerer Zeit durchlaufen. Im Vergleich zu anderen technischen Entwicklungsgeschichten könnte man überspitzt behaupten, dass ihre Verbreitung fast genauso schnell ging wie ihre eigentliche Versanddauer. Auch sie wurde vom Luxus- und Nebenprodukt zu einem Massengut. 1971 versendete der Ingenieur Ray Tomlinson die erste E-Mail. Beide Computer standen zu diesem Zeitpunkt im gleichen Raum und diese neue Form der Nachrichtenübermittlung sollte lediglich einem internen Netzwerk dienen. Doch es sollte ganz anders kommen: das Arpanet (Advanced Research Projects Agency Network), das Tomlinson ursprünglich im Auftrag der US-Regierung mitentwickelte, war der Beginn einer weltumfassenden Revolution – mit seinem dezentralen Netzwerkkonzept war das Internet geboren. Tomlinson modifizierte sein E-Mail-Programm für das Arpanet und ent-

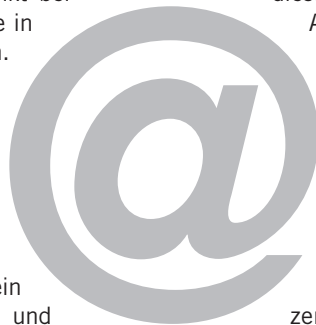
nahm dem Zeichensatz seiner Schreibmaschine (Teletype 33) den uns heute bekannten „Klammeraffen“. Das „@“ bedeutet seit 1972 „bei“ („at“).

Kommunikation, also die Übermittlung von Botschaften, hat schon immer interpersonal stattgefunden. Beim Austausch von Zeichen steht der Mensch im Mittelpunkt, doch die zeitlichen Variablen haben sich verändert. Vom kommunikativen Austausch an der Feuerstelle über den Nachrichtentransport per Laufboten und Pferd bis hin zu Autos und Flugzeugen sind über eine Million Jahre Menschheitsgeschichte geschrieben worden. Aber vor allem die letzten 200 Jahre haben den Alltag stark verändert.

Schon einige Stichpunkte reichen aus, um diesen Wandel zu skizzieren: Dampfmaschine, Eisenbahn, Stahl, Elektrotechnik, Automobil und Informationstechnik. Zeitgeschichtlich sind diese Begriffe eingebunden in den Wandel von der Agrar- zur Industrie- und hin zur Informationsgesellschaft. Auf diesem Weg spielten Transport, Massenkonsum und Mobilität eine entscheidende Rolle. Von 1800 bis heute lassen sich sechs Wellen der zyklischen Wirtschaftsentwicklung aufzeigen, die den Wandel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft aufzeigen. Diese Wellen sind nach dem sowjetischen Wirtschaftswissenschaftler Nikolai Kondratjef (1892-1938) benannt, der erkannte, dass die kurzen und mittleren Konjunkturzyklen in marktwirtschaftlich geprägten Ländern von langen Konjunkturwellen überlagert werden. Zwei elementare Größen haben die Zyklen bestimmt: Energie (1. bis 4. Zyklus) und Information (5. und 6. Zyklus). Heute befinden wir uns in der Übergangsphase von der fünften zur sechsten Periode, in der Informationen, Vernetzung und Internationalität eine elementare Rolle spielen.

Und worauf kann innerhalb dieser Prozesse auf keinen Fall verzichtet werden? Kommunikation! Arbeitnehmer müssen heute zunehmend flexibel und gleichzeitig fachkompetent sein, kooperativ und kreativ zusammenarbeiten, Teamfähigkeit und Toleranz aufweisen. Vor allem müssen sie Lern- und Einsatzbereitschaft zeigen. Und hier kommen Email und E-Mail wieder zusammen: Email rostet nicht und durch E-Mails rasten wir nicht. Ein Stillstand scheint kaum mehr möglich, wir sind pausenlos „auf Empfang“ und müssen aufpassen, nicht erschlagen zu werden – von der nächsten E-Mail, die mit über 300.000 km/h (Lichtgeschwindigkeit) auf uns zurast. Das nämlich ist die geschätzte Geschwindigkeit einer E-Mail, die innerhalb von Sekundenbruchteilen einmal um den ganzen Globus geschickt werden kann. Vorsicht – da kommt schon die nächste!

Melanie Mergler



Geronnene Fakten

► Die Pressedokumentation bei Gruner+Jahr

Man wird immer fauler. Der Instant-Kaffee neben dem Laptop legt uns nahe, dass man eigentlich auch Instant-Infos im Internet finden müsse. Dass man das dann auch tut, bestätigt den eh schon starken Glauben an die Nutzlosigkeit intensiver Suche. Erste und wichtigste Quelle für Referate und Ausarbeitungen ist nun mal das WWW. Bei Wikipedia wehrt sich der persönliche Anstand zwar noch ein bisschen, ein Rest natürlichen Schamgefühls zuckt noch auf beim Zugeben-Müssen, man habe etwas aus der „Freien Enzyklopädie“, doch auch das geht bald vorbei.

Dieser Trend zeichnet sich überall ab. Umso schwieriger haben es Inseln des beflissenen Nach-Guckens und Bescheid-Wissens. Eine solche sind Presse-Dokumentationen.

Vereinfachend gesprochen ist eine Dokumentation ein funktionales Archiv. Was hier stattfindet, ist nicht klassische (im Übrigen unterschätzte) Archivarbeit, sondern ein Umschlagen, Trocknen, Weiterverarbeiten von Information.

Die Dokumentation des Verlages Gruner+Jahr ist eine der größten ihrer Art. Sie lässt sich grob in zwei Teile gliedern: Das Lektorat, also den Teil, der Informationen in den Informationspool einspeist und die Recherche, wo diese Informationen abgefragt werden. Dabei gilt: Wir suchen alles.

Die Recherche ist eine Dienstleistungseinrichtung für Redaktionen. Recherche-Anfragen sind zum Beispiel: Welche großen Partys finden diesen Sommer auf Mallorca statt? Oder: Jetzt war doch dieser Fall von Amstetten – wann wurden denn in der Vergangenheit schon Frauen in Kerkern eingesperrt? In der Vogue gibt es immer eine Seite, auf der sich Promis zu einem bestimmten Thema äußern. Auch die Zitate hierzu liefert die Dokumentation. Was die Recherche leistet, ist kurzfristig, umfassend und aktuell nützliche Information an verlagsinterne sowie externe Redaktionen zu liefern, darunter auch TV-Redaktionen.

Die New York Times war 1968 der erste Verlag der Welt, der eigene Artikel elektronisch speicherte. In dieser Hinsicht war Gruner+Jahr zwar der zweite, dafür aber der erste Verlag, der nicht nur eigene, sondern auch Artikel anderer Verlage speicherte. Die Dokumentation arbeitet hauptsächlich, aber bei weitem nicht ausschließlich, für die Zeit und den Stern. Sie entstand 1968 aus den Archiven des Stern, der Zeit und der Brigitte. Bis in die Siebziger hinein war der Stern einfach ein bebildertes Blatt: Leicht, prominent, unterhaltend. Irgendwann ging das aber nicht mehr und man musste sich umorientieren. Der damalige Chefredakteur Henri Nannen entschloss sich, politische Berichterstattung zu machen – dafür brauchte man ein Archiv.

In der Pressedatenbank von Gruner+Jahr befinden sich 7,5 Millionen Artikel. Jeden Monat werden 240 Zeitschriften und Zeitungen ausgewertet und jeden Tag werden 1.200 neue Artikel in die Datenbank eingespeist. Gleichzeitig werden pro Tag etwa

40 Recherchen angefragt. Die Dokumentation hat 32 Mitarbeiter, wovon mehr als drei Viertel eine akademische Ausbildung haben. Damit ist sie eine der Abteilungen mit der höchsten Akademikerquote.

Gruner+Jahr ist der größte Zeitschriften-Verlag Europas. Er entstand, als sich 1965 die Verleger John Jahr sr. und Gerd Bucerius mit Richard Gruner, einem Druckereibesitzer, zusammaten. Sie taten dies, um nicht von Axel Springer geschluckt zu werden. Schließlich ist der deutsche Pressemarkt der dichteste der Welt. Der Verlag hat sich im Laufe der Zeit auf qualitativ hochwertige Produkte spezialisiert, darunter Gala, die ganze Stern-Familie, Capital, Brigitte, die Sächsische Zeitung etc.

Was wirklich Spaß macht an der Arbeit in der Dokumentation ist die irre Menge an Informationen, die durch einen hindurchfließt: Durch die vielen Zeitungen und Zeitschriften, die man verschlagwortend liest und auch durch allerlei Rechercheanfragen, die einen dazu bringen, sich mit Dingen zu beschäftigen, von denen man sonst nichts gewusst hätte. Befriedigend ist es auch später, im fertigen Heft die Früchte seiner Arbeit zu lesen. Spannend ist es, durch das Papierarchiv zu gehen und hier und da zu schmökern. Der Stern zum Beispiel (den es länger gibt als die Bundesrepublik) hat vom Layout und der Themenauswahl einen langen Weg hinter sich.

Neben Recherche und Lektorat übernimmt die Dokumentation auch die Verifizierung von Artikeln. Das heißt, bevor ein Artikel gedruckt wird, prüft ein Dokumentar, ob die darin enthaltenen Fakten stimmen. Das beinhaltet auch, dass man angegebene Telefonnummern (zum Beispiel bei Hotelrezensionen) anruft, um zu erfahren, ob sie richtig sind.

Lobend sei erwähnt, dass Praktikanten dort als den Festangestellten prinzipiell gleichgestellt betrachtet und – immer noch eine Seltenheit auf dem prekären Planeten – nicht ausgebeutet werden. So findet das liebevolle Kümmern um den Praktikanten etwa in der Bereitstellung eines kostenfreien Mahls in der Kantine seinen Ausdruck.

Martin Gierczak

Die Zahlen sind hauptsächlich aus: Peters, Günter: Die Gruner+Jahr Pressedokumentation. (Kein Verlag)



Das am Hafen liegende Verlagsgebäude erinnert an ein Schiff.

Foto: Martin Gierczak

Zurückgeschaut: Abschlussarbeit ohne WWW und PC

► Wie leicht das Schreiben heute ohne Schreibmaschine und TippEx-Streifen ist

Seitdem ich mich mit meiner Magisterarbeit auseinandersetze, ist mir mein Internetzugang noch viel stärker ans Herz gewachsen. Für viele von uns ist das Netz ein virtuelles Tor zur Welt, eine Art Reiseersatz, ein gigantisches Informationsportal und so manchmal auch ein Helfer in der Not. Wie es wohl früher war – d.h. vor mehr als 30 Jahren, als das Internet noch lange nicht im Gespräch war und Rechner eigentlich nur für Mathematiker als mindestens schrankgroße Exemplare ihren gleichnamigen Zweck erfüllten? Eigentlich eine seltsame Vorstellung,



Foto: Julia Emmel

Die Schreibmaschine – des einen Freud, des anderen Leid

dass wir uns so schnell an PCs und die ständig verfügbare Flut an Nachrichten, Informationen und Bilder aus dem Netz gewöhnt haben.

Magisterarbeit schreiben ganz ohne WWW? Auch wenn es natürlich keinen Sinn macht, im Internet die zentrale Informationsquelle für seine Arbeit zu sehen, hilft es oft beim Brainstorming auf die Sprünge und verschafft einem einen schnellen Überblick über ein Thema – ganz abgesehen von der Recherche in Bibliothekskatalogen. Noch befremdlicher

erscheint mir mittlerweile die Vorstellung, ca. hundert Seiten auf der Schreibmaschine abzutippen - mit TippEx (für Nichtwisser: eine nicht gerade benutzerfreundliche Korrekturfarbe, wahlweise als Stift, Farbband oder Zettel) als ständigem Begleiter.

Schreiben und Informationsrecherche scheinen damals auf alle Fälle wesentlich mühsamer gewesen zu sein, was mir „Zeitzeugen“ bestätigt haben. Die einzelnen Schritte einer Abschlussarbeit sahen wohl ungefähr so aus: Zunächst einen realistischen Zeitplan anlegen, rechtzeitig über Bibliothekssysteme und Unternehmen, Verbände usw. Informationen recherchieren bzw. Infomaterial per Post anfordern. Außerdem eigene Notizsammlungen anlegen. Nachdem alles Material vorhanden ist, Texte formulieren und immer wieder überarbeiten. Die fertige Arbeit am Ende per Hand in Reinschrift abschreiben und einige Male Korrektur lesen, um sie dann noch einmal mit der Maschine abzutippen. Nach weiteren Korrekturrunden schließlich alles mehrmals fotokopieren. Wenn dem Autor in dieser letzten Phase noch ein Fehler auffiel, dann hatte er tatsächlich ein Problem.

Da müssten wir heute ja eigentlich froh sein, dass alles so einfach funktioniert und wir uns entspannt mit unserem Thema beschäftigen können. Doch so problemlos wie es scheint, ist es leider nicht. Immer wieder gibt es Klagen über zusammengebau-

te Diplomarbeiten, wahllos eingefügte Zitate und unlogisch gegliederte Argumentationen. Bei mehr Information fällt es wohl nicht unbedingt leichter, das Richtige zu wählen. Und vorgefertigte Antworten regen nicht unbedingt zum Nachdenken an. Außerdem steigen wohl auch die Ansprüche an die Rechercheergebnisse, wenn allen ein wesentlich größeres Angebot zur Verfügung steht.

Manch einer trauert der computerlosen Zeit nicht zuletzt deshalb nach, weil die Schreibmaschine auch ihren ganz eigenen Charme hatte, z.B. die charakteristische Form, das unverwechselbare Geklicke und die übersichtlichen Funktionen. Mit diesem Gerät konnte man eben vor allem eines – Schreiben. Mit dieser einfachen, klaren Botschaft kann ein heutiges, fast lautloses Notebook mit 150 Gigabyte Festplattenspeicher nicht mithalten.

Trotzdem – ich werde mich freuen, wenn ich das nächste Mal meinen Rechner hochfahre, der mir den Zugang zu unendlichen Datenbanken des WWW eröffnet, angezeigt durch ein unauffälliges, kleines Icon auf der Taskleiste.

Julia Emmel

Infos

Die Entwicklung der digitalen Welt – einige Eckdaten

- 1975:** Altair 8800 von MITS als erster PC (mit 256 Bytes Speicherplatz)
- 1976:** Entwicklung des Apple-Computers
- 1978:** erster Apple-Computer mit Diskettenlaufwerk
- ab den 1980ern:** starke Expansion des PC-Marktes
- 1984:** Apple Macintosh, erster Computer mit grafischer Oberfläche
- 1985:** Entwicklung von Windows 1.0
- 1990:** Schweizer Projekt „World Wide Web“ als Computernetzwerk für wissenschaftliche Arbeit
- ab 1995:** explosionsartige Ausbreitung des WWW und wachsende Kommerzialisierung
- 1995/96:** Entwicklung des Microsoft Internet Explorer
- 2002:** ca. 300 Millionen Internetanschlüsse weltweit
- 2007:** Anstieg der Anschlüsse weltweit auf ca. 1,2 Milliarden

Google – eine Erfolgsgeschichte

► Die Entstehung der weltbekannten Suchmaschine

Alles beginnt in einer kalifornischen Garage in Menlo Park. Die beiden Studenten Sergey Brin und Larry Page der Stanford University in Kalifornien haben eine Idee. Sie wollen eine Suchmaschine entwickeln, die die Bedeutsamkeit einer Webseite berücksichtigt. Dabei ist die Relevanz dieser Seite verhältnismäßig zu der Anzahl der Internetseiten, auf die sie verweist. Im Januar 1996 wird diese Erkenntnis zur Geburtsstunde der ersten Suchmaschine namens „BackRub“. Sie hat die nützliche Fähigkeit, Rückverweise (Backlinks) zu dokumentieren. Darunter versteht man das Zurückverfolgen eines Links zu seiner ursprünglichen Herkunft.

Je wichtiger eine Webseite eingestuft wird, desto mehr Backlinks hat sie aufzuweisen. So funktioniert das Page Rank-System, mit dem Google den angezeigten Seiten ein unterschiedliches Bedeutungslevel verleiht.

Der Name „BackRub“ wird am 7. September 1998 in „Google“ umgewandelt. Warum Google? Das ist dem Mathematiker Edward Kesner (1878-1955) zuzuschreiben, der seinen Neffen bat, einen Namen für die gigantische Zahl 10 hoch 100 zu finden. Diese Eins mit einhundert Nullen am Ende heißt „Googol“. Der leicht abgewandelte Name symbolisiert die enorme Datenmenge, die uns durch die Suchmaschine zugänglich gemacht wird.

Auch Sergey Brin und Larry Page leiden an der chronischen Studenten-Geldknappheit. Um ihr Projekt weiterhin am Leben zu halten, beginnen sie eine zermürbende Sponsorensuche. Die Unternehmen zeigen wenig Interesse und sehen kein Potenzial in Google. Alle bis auf Andy Bechtolsheim. Als einer der Sun Microsystems-Gründer investiert er 100.000 US-Dollar in die beiden Google-Väter. Die bekommen weiteren Nachwuchs in Form von Craig Silverstein, technischer Direktor und erster Angestellter der Firma. Zu dem Zeitpunkt werden in der Garage täglich um die 10.000 Anfragen bearbeitet. Sechs Monate später steigt die Zahl auf eine halbe Million.



Foto: Pivello, Urheber: Claudia35

Die große Google-Geschichte begann in einer kleinen Garage.

Jetzt ist auch die Presse auf Google und ihre inzwischen acht Mitarbeiter neugierig geworden. Das hat letztlich die weitere Investorensicherung zur Folge. Die Garage wird 1999 für kurze Zeit gegen ein Büro in der University Avenue eingetauscht. Nur vier Monate später wird auch dieser Arbeitsplatz aufgrund der „Googlemania“ und der damit einhergehenden wachsenden Mitarbeiterzahl zu begrenzt. Bezogen wird der noch immer aktuelle Firmensitz, der „Googleplex“ in Mountain View, Kalifornien.

Google besticht mit seinem schlichten Design. Eine weiße Seite ohne lästige Pop Ups und Werbeflächen. Die Tatsache, dass lediglich der Name und eine Textbox auf der Seite zu sehen sind, wird als wichtiger Erfolgsfaktor von Google betrachtet. Das harmonische Design beruhigt das Auge und ermöglicht dadurch eine konzentrierte, übersichtliche Suche. Aber Google ist nicht nur Hauptrecherche-Instrument in unserem täglichen Internetgebrauch. Auch auf einer anderen Ebene haben es die beiden Suchmaschinen-Erfinder geschafft, sich in unserem Leben zu manifestieren. ES hat sich bereits geschickt in unseren Wortschatz geschlichen. Längst schon nicht mehr informieren wir uns über etwas, indem wir „nachschnellen“ oder „suchen“. Nein, heutzutage „googeln“ wir einfach. So ist auch für diesen Artikel hauptsächlich „gegoo-gelt“ worden. Wen wundert's?



Foto: Annika Höppner

Bücher wälzen war gestern. Heutzutage wird Wissen "ergoogelt".

Als Anhänger der New Economy favorisiert Google die Idee, dass industrielle Massenfertigungen mit der Zeit an Bedeutung verlieren werden. Diese Einstellung spiegelt sich auch in den Google-Büroräumen wieder, in denen Türen auf Sägebänken als Schreibtische dienen. Große Gummibälle werden zu Stuhl- und Sesslersatz und Lava-Lampen sorgen für ein gemütliches Flair. Die in der Lobby herumlaufenden Hunde runden schließlich das Bild des besonderen Büros ab. Innovation heißt das Zauberwort. „In love with innovations“ ist eine Google-Aktion, die es Nutzern ermöglicht, an der Verbesserung und Weiterentwicklung aktiv mitzuwirken. Die Philosophie von Google ist es, das Wissen der Welt zu sammeln, es aufzubereiten und es schließlich für die Menschen zugänglich und nützlich zu machen.

Finanziell müssen sich Page und Brin wohl keine Sorgen mehr machen. Im letzten Quartal 2007 wuchs der Google-Umsatz um satte 51 Prozent auf insgesamt 4,8 Milliarden US-Dollar. Heute hat das Unternehmen einen festen Mitarbeiterstab von 500 Angestellten. In 86 Sprachen stellt sich Google täglich 200 Millionen Anfragen und sichert sich somit die Vorreiterstellung, die meist genutzte Suchmaschine im World Wide Web zu sein.

Zur weiteren Lektüre empfiehlt sich das Buch „Die Google Story“. Die Autoren David Vise und Mark Malseed lassen den Leser noch einmal ganz tief in die Google-Geschichte eintauchen.

Annika Höppner

Heimat, Heide, Hakenkreuz

► Die Leuphana konstruiert ihre Geschichte: Anmerkungen zu einer Debatte

Es war die Lüneburger Landeszeitung, die ihre Leser Mitte Mai mit einer großformatigen Fotomontage überraschte: Sie zeigte die Universität Lüneburg inmitten einer klischeehaften Heidelandschaft. „Heidschnucken grasen zwischen den Hörsälen“, titelte das Blatt und bezog sich auf die neuen Freiraumplanungen im Rahmen der Entwürfe für Neubauten auf dem Campusgelände. Dabei ist die Schaffung von Heideflächen eine Option. Uni-Vizepräsident Holm Keller, um bedeutungsvolle Wortschöpfungen nie verlegen, sprach in diesem Zusammenhang von einem „Heide-like outdoor living space“. Die Heide solle her, um die militärische Struktur der Kasernenanlage aufzubrechen.

Mit einem Mal wird an der Universität über die Vergangenheit gesprochen – das gab es auf dem Weg in die Zivilgesellschaft des 21. Jahrhunderts lange nicht. Bei näherer Betrachtung scheint es gerade so, als ob die Universität dabei ist, ihre Geschichte neu zu konstruieren. Denn das „Leuphana-Narrativ“, das derzeit postuliert wird, stützt sich bemerkenswerter Weise nicht auf die naheliegende Institutionengeschichte. Es ist nicht von den Wurzeln in der Lehrerausbildung die Rede – die „alte Universität“ hat ihre Ursprünge in der Pädagogischen Hochschule Lüneburg mit Gründung am 3. Mai 1946. Auch nicht von den Anfängen der Fachhochschule, die 1971 aus den Ingenieursakademien Suderburg und Buxtehude entstand und deren Vorläufer-Institute Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet wurden.

Das neue Geschichtsbild der Leuphana definiert sich stattdessen raumbezogen. Das beginnt beim Namen und findet bei der Bedeutung des Campus-Areals seine Fortsetzung, das nach den Vorstellungen der universitären Deutungseliten zur Heimat der Studierenden werden soll. Das Studium wird dabei mehr als Lebensphase denn als Lehrzeit gesehen. Den Fixpunkt dafür bildet der Campus – als Ort zum Studieren, als Ort zum Wohnen, als Lebensmittelpunkt: Heimat. Die Universität wird dadurch zu einem Raum der Identität, mit dem man sich auch emotional verbinden soll. Da liegt es nicht fern, die austauschbaren, dekonstruktivistischen Entwürfe Daniel Libeskinds mit etwas Lokalkolorit zu würzen und geographisch in Lüneburg zu verorten. Lüneburg? Da war doch was – genau, die Heide!

Ein knorriger Heideschäfer in idyllischer Landschaft: Das mächtige Klischeebild der Lüneburger Heide als urige „Naturlandschaft“ entfaltet bis heute seine Wirkung. Eine Wirkung, der auch die Verantwortlichen der Leuphana erlegen scheinen, wenn sie auf dem Weg zum „Heide-Harvard“ die Schaffung von künstlichen Heideinseln als Idee für den Campus propagieren.

Leider hat die Sache einen Schönheitsfehler: Die Lüneburger Heide ist keine Naturlandschaft, sondern das Ergebnis einer umfassenden Naturzerstörung, eines Raubbaus an der Natur. Sie entstand durch die Abholzung der einstigen Buchen- und Eichenwälder, die etwa in der Lüneburger Saline verheizt wur-

den. Zurück blieb eine öde Landschaft, in der sich lediglich die anspruchslose Heidepflanze ansiedeln konnte.

Die Popularisierung der Heide als „Naturlandschaft“ setzte erst Anfang des 20. Jahrhunderts ein – im Gefolge des Schriftstellers Hermann Löns und den Kreisen der entstehenden rechtskonservativen Heimatbewegung. Die Heide als derartig politisch konnotierte Landschaft ist kaum zur positiven Identitätsstiftung angetan. Und: Die Heide als Produkt von Naturzerstörung steht diametral dem Bild einer Universität entgegen, deren wesentlicher Schwerpunkt auch in Zukunft der Bereich der Nachhaltigkeitsforschung sein soll. Sowohl in historischer Perspektive wie auch ganz praktisch in der Frage der Umsetzung der Campuspläne – selbst bestehende Heideflächen sind äußerst schwer zu erhalten, geschweige denn neu anzulegen – sind die Ideen alles andere als nachhaltig und zeugen von einer sehr unreflektierten Auseinandersetzung mit dem Themenbereich.

Ähnlich verhält es sich mit der Debatte um die militärische Vergangenheit des Campus-Geländes. Die Scharnhorst-Kaserne wurde in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre erbaut. Die Anlage umfasste neben dem heutigen Campus auch ein externes Offizierskasino, das heutige Oberverwaltungsgericht an der Uelzener Straße. Von dieser Vergangenheit, insbesondere der NS-Zeit, möchte man sich abgrenzen – das ist gut und sehr begrüßenswert. Der pauschale Verweis auf „Nazi-Bauten“ reicht da allerdings nicht aus.

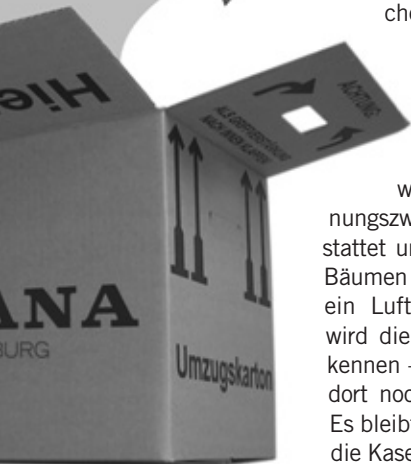
Vielmehr ist es zwingend nötig, Licht in die Vergangenheit zu bringen. Denn es ist erstaunlich wenig über die Kaserne bekannt – hier gilt es, Annahmen kritisch zu hinterfragen und zu Differenzierungen bereit zu sein. Stammen die Planungen tatsächlich aus der Zeit des Nationalsozialismus? Oder sind sie deutlich früher anzusetzen?

Das heutige Universitätsgelände gehörte in den 1920er Jahren der Stadt Lüneburg. Die Stadtverwaltung nutzte den



Fotomontage: Maus

„Schnellenberger Kamp“ als Pachtland: Das Gebiet war in zahlreiche kleine und größere Parzellen aufgeteilt, die beispielsweise an Arbeiter und kleine Angestellte verpachtet wurden. Größere Flächen waren an Gewerbebetriebe vermietet, die dort u.a. Sand abbauten. Im Stadtarchiv Lüneburg sind zahlreiche dieser Pachtverträge zwischen der Stadt und den Parzellen-Pächtern überliefert. Der letzte dieser Kontrakte ist datiert vom November 1925 und hatte eine Laufzeit bis zum 1. November 1930. Die Pachtzahlungen enden alle jedoch bereits im Mai 1927. In der zugehörigen Übersichtskarte ist das Gelände rot durchkreuzt und mit dem Vermerk versehen: „Sämtliche Pachtgrundstücke fallen aus, da das Gelände an den Reichs-(wehr-) Fiskus verkauft ist.“



Diese Quellenfunde reichen für sich genommen nicht aus, um eine Datierung vorzunehmen, Schlüsse zu ziehen oder gar eine gesicherte Aussage zu treffen. Sie zeigen jedoch, auf welch unsicherem Fundament die Erzählung von der „Nazi-Kaserne“ steht, die womöglich schon Jahre vorher geplant wurde. Statt Quellen sprechen zu lassen, wird munter herumspekuliert – etwa, dass man die Bauten zu Tarnungszwecken mit Walmdächern ausgestattet und das Gelände deshalb auch mit Bäumen bepflanzt habe. Wer sich jemals ein Luftbild des Areals angeschaut hat, wird die Kaserne eindeutig als solche erkennen – das war auch zur Bauzeit so, als dort noch nicht einmal Bäume wuchsen. Es bleibt festzuhalten: Die Diskussion über die Kaserne kann nicht auf Basis flüchtiger Google-Recherchen und mit Texten und

Fotos von rechtslastigen Militaria-Webseiten geführt werden. Das ist Geschichtspolitik auf Stammtisch-Niveau.

Vielmehr erscheint es dringend geboten, eine ernsthafte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema zu begin-

nen, die bislang versäumt wurde. Konkret müsste es dabei um zwei Schwerpunkte gehen: Eine vergleichende architekturhistorische Untersuchung sollte die baulichen Anlagen der ehemaligen Scharnhorst-Kaserne betrachten und in Bezug zu anderen Kasernenbauten setzen, um zu klären, ob man in architektonischer Hinsicht von „Nazi-Bauten“ sprechen kann. Vielleicht handelt es sich ja vielmehr um Zweckbauten, die so oder so ähnlich auch zu anderen Zeiten entstanden sein könnten? Auch wäre zu klären, inwieweit die britischen Truppen und die Bundeswehr – letztere immerhin als längster Nutzer – ihre Spuren hinterlassen haben.

Das zweite Desiderat der Forschung betrifft die Untersuchung Lüneburgs als Garnisonsstadt. Mit zeitweilig vier großen Kasernen und weiteren Einrichtungen prägten Soldaten in verschiedenen politischen Systemen über mehr als hundert Jahre wesentlich das Bild der Stadt. Trotz dieser Dimensionen definiert sich die Stadt heute über völlig andere Selbstbilder – willkommen in der Hanse-, Salz- und Universitätsstadt Lüneburg. Die Forschung hat sich diesem Themenfeld bislang nicht gewidmet. Hier besteht dringender Nachholbedarf.

Abgesehen davon, dass die Karte von der Kaserne vermutlich nur gezogen wird, um eine umfassende Umgestaltung des Campusgeländes zu legitimieren: Die Rede von der „Kaserne“ negiert, dass diese seit vielen Jahren eine Universität ist und dass auf dem Gelände eine gelungene und bundesweit beachtete Konversion stattgefunden hat. Die symmetrischen, militärischen Strukturen auf dem Campus sind schon lange aufgebrochen. Dabei wird die Geschichte des Areals erfahrbar gemacht, ohne sie zu verherrlichen. Wer den Campus komplett umgestaltet und sämtliche Spuren der Vergangenheit tilgt – dazu gehören auch Panzerplattenstraßen und Zäune – der setzt sich nicht mit der Vergangenheit auseinander, sondern der verleugnet sie.

„Für mich ist Bauen ein demokratischer Prozess, es bedeutet gemeinsam mit den Menschen zu bauen“, erklärte Daniel Libeskind kürzlich in einem Interview. In diesem Sinne wäre es an der Zeit, das universitäre Know-How einzubinden, um bei der Begründung einer Campusumgestaltung und der Konstruktion einer neuen Geschichte nicht noch tiefer in das Netz von Widersprüchen zu geraten. Das Debakel um den Namen „Leuphana“ sollte doch noch in Erinnerung sein (vgl. Univatv Nr. 49 und 50). Und vielleicht fragt man auch mal diejenigen, die täglich auf dem Campus ein- und ausgehen. Die finden die Gestaltung nämlich jetzt schon wunderbar. Was will man mehr?

Gunnar Maus, Roland Ahrendt

Kennst du dich aus mit Hochschulpolitik?

► Eine Umfrage an der Universität Lüneburg

Der amerikanische Mathematiker Norbert Wiener soll einmal gesagt haben: „Information ist der Kitt der Gesellschaft“. Die Univativ hat in einer Umfrage unter Studenten herausgefunden, wie klebrig unsere Uni-Gesellschaft ist. Wir haben die Frage gestellt: Wie informierst du dich über die Hochschulpolitik an der Uni Lüneburg? Das Ergebnis: Viele beziehen ihre Infos von den Internetseiten des StuPa oder AStA, Kommilitonen oder von Plakaten auf dem Campus; wenige fühlen sich aber richtig informiert. Darin, dass man sich aber über Hochschulpolitik informieren sollte, sind sich die befragten Studenten einig. Hier fünf Stimmen Lüneburger Studenten.

Die Interviews führte Dorothee Torebko

„Die Studenten müssen informiert sein, um mitbestimmen zu können. Schließlich sollte nichts über die Köpfe der Studenten entschieden werden. Ich denke, die Informationspolitik der Hochschulleitung muss verbessert werden. Informationen müssen nach außen kommuniziert und frühzeitig auch öffentlich gemacht werden.“



Franca Malcharowitz, 22 Jahre, Kulturwissenschaften, 2. Semester

„Es ist unsere Hochschule – jeder sollte sich informieren. Ich lese die AStA 2.0-Zeitung und surfe, wenn es gerade wieder aktuelle Themen gibt, auf den Internetseiten des Studierendenparlaments und des AStA. Bei der Mahnwache am vergangenen Mittwoch waren ja auch Studenten beteiligt, die nicht unbedingt in Gremien sitzen. Das fand ich gut. Das Präsidium soll sehen, dass nicht nur der AStA und der StuPa über die Vorgänge an der Uni informiert werden wollen, sondern auch wir „normalen“ Studenten!“

Lea Bartels, 20 Jahre, Umweltwissenschaften, 2. Semester



„Zu FH-Zeiten war es einfacher sich zu informieren. Wenn man seine Seminare hauptsächlich am Standort Rotes Feld hat, dann bekommt man wenig mit von dem, was auf dem Campus abläuft. Ich denke, das, was auf dem Uni-Campus los ist, müsste den Studenten näher gebracht werden.“

Lars Ohlwein, 29 Jahre, Wirtschaftsrecht



„Viele meiner Freunde sind hochschulpolitisch aktiv - daher beziehe ich meine Infos. Ich glaube, dass sehr viel im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit gemacht wird. Überall hängen Zettel aus. Dennoch könnten sich die Studierenden noch mehr hochschulpolitisch engagieren und informieren. Obwohl wir an der Uni gravierende Missstände haben, sind sich nur wenige Leute dieser Missstände bewusst. Aber es muss auch der Wille da sein sich zu informieren. Wer sich nicht interessiert, der weiß dann auch nichts.“

Johannes Bauer, 23 Jahre, Umweltwissenschaften, 4. Semester



„Ich beziehe meine Infos vor allem durch Kommilitonen und durch Aktionen im Hörsaalgang. Wenn es zum Beispiel um die Hochschulwahlen geht, dann informiere ich mich über die Wahlprogramme auf unterschiedlichen Internetseiten. Aber ich denke, dass besonders Infoaktionen zentraler gemacht werden sollten, zum Beispiel im Hörsaalgang oder in der Mensa. Bei der Mahnwache wäre ich zum Beispiel gerne dabei gewesen, hatte aber keine Seminare und war dementsprechend nicht an der Uni – schade.“

Suzanne Hartless, 24 Jahre, Kulturwissenschaften, 2. Semester



Trainingsziel Ausbildungsplatz

► Lüneburger Studenten machen Schüler „Fit für die Bewerbung“

Der Sommer naht und für viele von uns steht Joggen, Schwimmen und Fahrrad fahren auf dem Trainingsplan. Ganz anders sieht es derzeit bei den Schülern der 9. und 10. Klassen der Hauptschule Oedeme aus: Ihnen steht der Marathon der Ausbildungsplatzsuche unmittelbar bevor und hierzu braucht man bekanntermaßen im Kampf mit der Fülle an Informationen und nötigem Wissen einen langen Atem.

Um ein bisschen Licht ins Dunkel zu bringen und die Schüler aktiv zu unterstützen, haben wir, vornehmlich Wirtschaftspsychologie- und Lehramtstudierende ab dem zweiten Semester, uns entschlossen, das Projekt „Fit für die Bewerbung“ durchzuführen – ein Trainingsplan der etwas anderen Art. Dieses Bewerbungstraining ist initiiert vom Goinger Kreis, einem Zusammenschluss von Personalmanagern rund 30 renommierter Unternehmen in Deutschland, u.a. von der Deutschen Bahn, TUI, quimonda, IKEA, SAP, Braun sowie Dr. Oetker, der 2004 mit dem Ziel gegründet wurde, Verantwortung für gesellschafts- und personalpolitische Fragen zu übernehmen. In Zusammenarbeit mit der Initiative für Beschäftigung (hier engagieren sich Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, um Beschäftigungsprojekte zu entwickeln und umzusetzen) sowie freiwilligen Studierenden der Leuphana Universität Lüneburg unter der Leitung von Prof. Dr. Jürgen Deller wird dieses Bewerbungstraining bereits seit einigen Jahren angeboten.

Nach einigen Besuchen in der teilnehmenden Schule sowie ausführlicher Berichterstattung der Studenten des Projektes aus dem Vorjahr wurde deutlich,

Spohler der Firma Spohler-direct GmbH. Des Weiteren wurden wir in einem zweitägigen Kompaktseminar gezielt auf den didaktischen Umgang mit unserer anspruchsvollen Zielgruppe vorbereitet und hatten Gelegenheit, dem neuen Modulkonzept den letzten Feinschliff zu verpassen.

Als kleines Highlight des Bewerbungstrainings und kleines Etappenziel auf der Suche nach dem passenden Ausbildungsplatz ist außerdem die Teilnahme der Schüler an simulierten



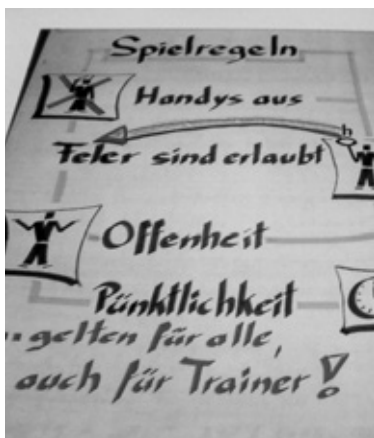
Fotos: Britta Tonsrock

Während der Modulüberarbeitung wurde heiß diskutiert – es hat sich gelohnt.

Bewerbungsgesprächen vorgesehen. Diese werden von freiwilligen Personalverantwortlichen Lüneburger Unternehmen durchgeführt, welche wir in unserem ganz persönlichen Telefonmarathon für das Projekt gewinnen konnten. Hierbei erhalten die Schüler außerdem ein qualifiziertes Feedback zu ihren vorab eingereichten Bewerbungsunterlagen – so ein Training soll schließlich auch mental gut vorbereitet sein.

Eine Menge Arbeit wartet nun noch auf uns, schließlich müssen wir selbst fit für die Bewerbung sein – und dies auch noch ansprechend vermitteln. Wenn dieser Artikel erscheint, ist der Trainingstag am 16. Juni wahrscheinlich bereits Vergangenheit – hat aber hoffentlich der Zukunft einiger Schüler einen Anstoß gegeben.

*Britta Tonsrock
Die Autorin ist Mitarbeiterin
des Projektes „Fit für die Bewerbung“*



Ein Bewerbungstraining braucht klare Regeln – für alle Beteiligten

sen wir mutig, die fünf Trainingsmodule interaktiver und persönlicher zu gestalten. Zum einen sollten nun jeweils zwei Studenten eine Kleingruppe von acht SchülerInnen den ganzen Tag durch das Training begleiten, zum anderen wurden Rollenspiele und Expertenrunden in die bestehenden Module integriert. Unterstützung bekamen wir hierbei von einer Diplomandin der Wirtschaftspsychologie, die begleitend eine Evaluation des Projektes durchführte, sowie vom Personaltrainer und Coaching-Profi Sven

Hallo, hier spricht das Gerät vom Flur

► Kopierer an der Uni: Das unterschätzte Sicherheitsrisiko?

Die Kopierer von heute sind wahre Wunderwerkzeuge des Informationszeitalters: Mit ihnen kann man nicht nur Dokumente vervielfältigen, sondern auch Scannen, Drucken, Mailen, Faxen und vieles andere mehr. Nur Kaffee kochen sie (noch?) nicht. Kurzum: An der Universität käme kaum jemand ohne die praktischen Helfer aus. Allerdings hat die schöne neue Welt einen Haken: Die Funktionsvielfalt führt dazu, dass die mit Festplatte und Netzwerkanbindung ausgestatteten Geräte zum Sicherheitsrisiko werden. Ein Risiko, das vielfach unterschätzt wird, wie die EU-Agentur für Informationssicherheit (ENISA) vor kurzem warnte.

Im sorglosen Umgang mit den elektronischen Multitalenten ist Universität Lüneburg keine Ausnahme: Selbst ohne große Computerkenntnisse war bei Redaktionsschluss der Zugang zu eigentlich vertraulichen Daten auf den Kopierern von Verwaltung und Instituten möglich. Das bestätigt eine Stichprobe, die die Univativ nach einem Hinweis auf das Sicherheitsproblem unternahm. Um die Geräte abzufragen, musste man nicht einmal deren Standort aufsuchen. Es genügte ein einfacher Internetbrowser und die Anbindung an das Uninetz – die gibt es drahtlos oder per Kabel in jedem Seminarraum. Und schon war man „drin“.

---	080226_CR.Präsentation.ZfH_Hochschuldidaktiktag.	27
---	pdf	20
---	Microsoft Word - 080226_FS_Arbeitszeugnis_ [REDACTED]	27
---	c	20
---	Microsoft Word - Lebenslauf [REDACTED].doc	27
---	c	20
---	Microsoft Word - 080226_FS_Arbeitszeugnis_ [REDACTED]	27
---	c	11
---	0802_Auslandsbrochure_LY2_FS.indd	25
---	0802_Jeuphana_straßenschilder	19
---		22
---		12

Selbst bloße Protokolle verraten vieles: Hier zum Beispiel offenbar Namen von Bewerbern.

Die meisten Geräte sind zumindest in Teilbereichen mit Passwortschutz versehen und die Mailboxen sowie die Einstellungsoptionen damit nicht für jedermann zugänglich. Fraglich bleibt allerdings, ob und inwieweit das einen professionellen Angreifer abhalten kann. Außerdem geben die Kopierer auch so bereits jede Menge Informationen über sich und ihre Ausstattung preis, die ein Hacker ausnutzen könnte, um sich entsprechende Anleitungen und Passwörter über das Internet zu besorgen.

Manchmal ist es allerdings noch viel einfacher: Ein Kopierer besaß für den Administrator-Bereich praktischer Weise gleich überhaupt kein Passwort – jeder hätte das Gerät nach belieben umprogrammieren und unter seine Kontrolle bringen können, ohne dass es irgendeiner Anstrengung bedurft hätte. Bei anderen Apparaten waren die internen Mailboxen frei zugänglich, sodass es prinzipiell möglich war, Dokumente der Anwender her-

unter zu laden, umzuleiten oder zu verändern. Das sollte eigentlich nicht sein.

Neben dem direkten Zugang zu Dokumenten gibt es weitere potenzielle Sicherheitslücken – zum Beispiel die Protokollfunktion. Die Kopierer haben ein langes und außerordentlich umfassendes Gedächtnis. Selbst längst vergessene Druck- und Kopiervorgänge sind in den Weiten der Festplatte oft sehr lange gespeichert. In dieser Hinsicht auskunftsfreudig war beispielsweise ein Multifunktionsapparat in der Präsidenten-etage. Seine Protokolle waren zum Teil frei zugänglich und gaben Auskunft: Wer hat wann welches Dokument gedruckt?



Foto: Ahrendt

Ein Tastendruck mit Folgen: Der Kopierer führt detailliert Protokoll.

Nun mag man sich fragen, was das für ein Problem darstellt, wenn man nicht die Dateien selbst einsehen kann. Doch bereits die Dateinamen lassen vielfältige Rückschlüsse zu. Ausgedruckte Arbeitszeugnisse und Lebensläufe mit Namen von Bewerbern verraten, dass sich beispielsweise jemand um eine Stelle bemüht hat. Antworten gibt es auch auf hochschulpolitische Fragen: Wer hat Stellungnahmen zum WKN-Bericht eingereicht? An welchen Themenbereichen wird gerade gearbeitet? All diese und noch viele andere Informationen waren ganz offen einsehbar.

Die freie Aufstellung der Kopierer in Fluren – nicht nur an der Universität verbreitete Praxis – stuft die EU-Agentur für Informationssicherheit ebenfalls als Sicherheitsrisiko ein. Jedermann hat so ganz einfach Zugang zu den Apparaten, kann sie etwa manipulieren oder ganz einfach mal schauen, was das Gerät so zu „erzählen“ hat. Auch hier ist zwar meistens eine Passwort-Abfrage vorgeschaltet. Bei einem der frei aufgestellten Gerät war allerdings die Scan-to-Mail Funktion frei benutzbar – eine offene Eingangstür, durch die man nach drei Klicks zur Ausgabe von umfassenden Protokoll-Dateien gelangte. Hier gilt ebenfalls: Missbrauch nicht ausgeschlossen.

Die Redaktion hat die Erkenntnisse dem Datenschutzbeauftragten der Universität, Eckhard Bollow, zur Überprüfung übermittelt. Den Anwendern bleibt einstweilen nur, sich genau zu überlegen, welche Infos sie den geschwätzigen digitalen Helfern noch anvertrauen mögen – eine befriedigende Vorstellung ist das nicht.

Roland Ahrendt

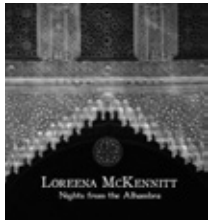
Keltische Spurensuche

► McKennitts Musik entführt in fremde Länder und Kulturen

„Von den vertrauten Wiesen der irischen Westküste, vorbei an den Troubadouren Frankreichs, die Pyrenäen überquerend und dann Richtung Westen durch Galizien, hinunter nach Andalusien und an Gibraltar vorbei bis nach Marokko ...“ So beschreibt die kanadische Künstlerin Loreena McKennitt eine ihrer Reisen, von welchen sie sich musikalisch inspirieren lässt. Bisher hat die 51-Jährige neun Alben eigenständig produziert und veröffentlicht. Als Geheimtipp gilt die Musikerin, die u.a. Klavier, Harfe und Akkordeon spielt, mit rund 13 Millionen verkauften Platten wohl nicht, trotzdem ist sie mit ihrer „eklektisch-keltischen“ Musik weniger bekannt als ihre Genre-Mitstreiter Enya oder Clannad. Verstecken muss sie sich hinter diesen aber keineswegs: Mit klarer Sopranstimme und einem Hang zu historischen Details vermag McKennitt nicht nur den eigenen Kompositionen, sondern auch schon vielfach interpretierten Traditionals neues Leben einzuhauchen. Ihre Lieder, musikalische Etappenbilder ihrer Reisen auf den Spuren der Kelten, entführen in eine Welt fernab des Alltags.

Dass diese „nur“ zum Träumen einladen, greift zu kurz, denn in Musik und Texten gibt es vieles zu entdecken. Einen stimmungsvollen Einstieg bietet die Live-CD/DVD „Nights from the Alhambra“, die mit brillanten Instrumentalisten vor mittelalterlicher Palastkulisse im spanischen Granada aufgezeichnet wurde.

(km)



Eisige Effekthascherei

► „Der goldene Kompass“ setzt auf den falschen Kurs

Wir befinden uns im Jahrzehnt der Fantasyroman-Verfilmungen: Nach der „Herr der Ringe“-Trilogie, der noch unvollständigen „Harry Potter“-Reihe, dem Abstecher nach „Narnia“ und dem Flug mit Drachenreiter „Eragon“ steht nun mit „Der goldene Kompass“ der erste Teil von Philip Pullmans literarischem Dreiteiler im DVD-Regal. Für den Erfolg sollen u.a. Daniel Craig und Nicole Kidman sorgen. Die eigentlichen Stars sind jedoch neben Dakota Blue Richards als kindliche Heldin Lyra die visuellen Effekte, die im Gegensatz zur Handlung überzeugen können. An der Umsetzung der Vorlage dürften sich die Geister scheiden: Die Story spielt in einer Parallelwelt, in der jede Menschenseele durch einen tierischen Daemon verkörpert wird. Lyras Onkel sucht nach geheimnisvollem „Staub“, dessen Erforschung die Herrscher mit allen Mitteln verhindern wollen. Lyra folgt ihm in den Norden und macht eine schreckliche Entdeckung ...

Kennt man das Buch nicht, macht sich zunächst leichte Verwirrung über den Plot breit, die erst nach und nach verfliegt. Viel bedauernder sind die Kälte und Humorlosigkeit, die nicht nur durch die eisige Kulisse ausgelöst werden. Das abrupte Ende, das eine Spur zu sehr auf die Fortsetzung abzielt, ist daher fast eine Erlösung. Die positive Perspektive für das Sequel lautet somit: Den Vorgänger zu toppen dürfte nicht schwierig sein. Ob man das aber sehen will, ist fraglich.

(km)



Aus der Asche empor

► Olms-Verlag startet Reprint-Reihe verbrannter Bücher

Es war eine Aktion der Deutschen Studentenschaft, die am 10. Mai 1933 ihren Höhepunkt in den Bücherverbrennungen in über 20 deutschen Städten fand. Mit „Zwölf Thesen wider den undeutschen Geist“ legitimierte sie, ganz im Sinne des Propaganda-Ministeriums, die Zerstörung von bedeutendem literarischem Kulturgut. Allein auf dem Berliner Opernplatz gingen so über 20.000 Bücher in Flammen auf. Neben den über diese Zeit hinaus bekannten Autoren sind durch diese Schandtat viele Schriftsteller samt ihrer Werke in Vergessenheit geraten. Ein Projekt des Moses Mendelssohn Zentrums der Uni Potsdam will das nun ändern. In Zusammenarbeit mit dem Georg Olms Verlag erschienen anlässlich des 75. Jahrestages im Mai die ersten zehn Bände der „Bibliothek Verbrannter Bücher – Eine Auswahl der von den Nationalsozialisten verfeindeten und verbotenen Literatur“. Der erste Schuber umfasst Werke von Friedlaender, Gide, Heuss, Kästner, Kafka, Kaus, London, Rathenau, Seghers und Tucholsky. Insgesamt werden etwa 120 Titel neu aufgelegt; ein Dokumentarband ergänzt die Buchreihe. Ausgewählt wurden die Schriften durch Wissenschaftler der Uni Potsdam und den Berliner Unis auf Grundlage der „Schwarzen und braunen Listen“ aus den Jahren 1933 bis 1935. Mit diesem Projekt wird nun – ein Dreivierteljahrhundert später – den Autoren die Aufmerksamkeit zuteil, die ihnen zu Lebzeiten meist verwehrt blieb.

(km)



Webtipp: Sprachreisen

► „Pimp my Lebenslauf“ in Urlaubsatmosphäre

Die Semesterferien sind nah und wer neben Hausarbeiten, Klausuren, Praktika und Jobs noch ein bisschen Zeit und Geld übrig hat, der tut gut daran, seine Fremdsprachenkenntnisse jenseits des Campus etwas auf Vordermann zu bringen. Das bringt nicht nur Spaß und Kontakte, sondern macht sich auch gut im Lebenslauf. Das Internet ist auch hier die ideale Anlaufstelle für Kurse aller Art, die bei unzähligen Veranstaltern oft auch online gebucht werden können. Der zertifizierte Anbieter „Dialog Sprachkurse“ (www.dialog.de) kann mit 22 Sprachen in 38 Ländern mit dem wohl umfangreichsten Katalog aufwarten. Für Studenten gibt es ermäßigte Preise für Englisch-, Französisch-, Spanisch-, Italienisch-, Portugiesisch-, Russisch-, Chinesisch- und Japanisch-Kurse. Diese variieren in Kurstyp und -niveau. Ein online verfügbarer Einstufungstest hilft ebenso bei der Wahl wie ein automatischer Kursfinder. „Sprachcafe International“ (www.sprachreisen-studenten.de) offeriert z.B. auch Arabisch und vermittelt neben „Travel & Work“ außerdem noch Tauch-, Koch- und Salsa-Tanzkurse sowie aktuelle Last Minute-Angebote. Sucht man nach speziellen Sprachen oder will sich einen Überblick verschaffen, ist man bei www.ausland-sprachreisen.de an der richtigen Adresse. Wer keine Koffer packen will, kann bei dem Anbieter „Education First“ (www.ef-deutschland.de) auch einen Onlinekurs in Englisch belegen. Rabatte über Allmaxx sind möglich.

(km)



„ai mi cuba ... como te quiero mi cuba“

► Ein Reisebericht der Kuba-Exkursion 2008

Was macht der gestresste Student, wenn es in Deutschland kalt und ungemütlich ist? Richtig, er fährt ins Warme, am besten in die Karibik. Zum Beispiel nach Kuba. Und was macht er dann dort? Sonne tanken und Salsa lernen? Vielleicht. Rum trinken und Zigarren rauchen? Auch möglich. Denkbar aber auch, dass er sich als Teil der Exkursionsgruppe zur Lehrveranstaltung „Musik in Kuba“ unter der Leitung von Frau Schormann aufmachte, Kuba musikalisch zu erfahren und dieses reizvolle Land abseits der Touristenstrände zu entdecken.

La Habana – am 13. März 2008 tauchten wir das erste Mal in diese Stadt ein, in der die Musik allgegenwärtig ist, sich Revolutionsgeschichte und Aufbruchsstimmung vermischen und die verwitterten Prachtbauten und chromblitzenden Cadillacs melancholisch an vergangene Tage erinnern.

Untergebracht in Casa Particulares, der preiswerten Hotelalternative mit direktem Kontakt zu kubanischen Familien inklusive, verlebten wir die erste Woche unseres Aufenthaltes auf der größten Insel der Karibik im Herzen der Hauptstadt. Während zahlreicher Erkundungsversuche dieser vielseitigen Stadt – sei es auf eigene Faust oder mit ortskundigen Kubanern an der Seite – wird eines schnell klar: Havanna muss einmal eine traumhaft schöne Stadt gewesen sein. Überall sieht man prachtvolle Bauten, welche jedoch alle in einem eher erbärmlichen Zustand



Malecón – Prachtstraße in Havanna.

sind. Teilweise kann man durch die Häuser durchsehen, könnte man ... wenn nicht in diesen, für uns unbewohnbaren Ruinen, noch Wäsche zum Trocknen an Seilen aufgehängt würde. Dank der Erhebung zum Weltkulturerbe wurde zumindest die am Hafen gelegene Altstadt (Habana Vieja) mit Hilfe der UNESCO weitgehend restauriert und hilft so bei der Vorstellung des einstigen Havannas.

So vielseitig unser Programm war, bei allen Besuchen – ob im Revolutionsmuseum, dem Platz der Revolution oder Führungen durch die Altstadt – hatten wir spätestens während der kleinen Pausen in Restaurants und Cafés einen stetigen Begleiter immer getreu an der Seite – die Musik. Für viele Ausweg aus dem Alltag, Ausdruck der karibischen Lebensfreude und unser Grund, Kuba zu erkunden. Dass Straßenmusiker – wie alle Kubaner – versuchen, den Touristen ein paar Dollar zu entlocken, ist in Anbetracht von Gehältern zwischen 10 und 20 Dollar im Monat (!) nur zu verständlich (Ärzte verdienen z.B. ca. 20 Dollar pro Monat). Auch wenn es nach zwei Wochen langsam schwer fiel, beim gefühlt hundertsten Mal „Guantanamera“ freundlich dreinzuschauen, in den meisten Fällen löste es Begeisterung aus, wie sehr die Musik in das Leben integriert ist und wie viele stilistische Mischformen ihren Weg auf die Straße und die Bühne finden.



Tanzvorführung mit afrikanischem Einfluss.

Recht schnell konnten wir uns davon überzeugen, dass das, was dort am Straßenrand „mal eben aus der Hüfte“ gespielt wurde, uns, nun ja, mit Rhythmus-Gefühl eher ärmlich beschenken MittelEuropäern nicht ganz so leicht von der Hand ging wie erwartet. Beim Percussion-Kurs unter fachmännischer Leitung wurde schnell klar, dass vieles leichter aussieht als es tatsächlich ist. Ähnlich erging es uns angehenden Salsa-Profis beim Tanzkurs mit Tänzern des kubanischen Staats- und Fernsehballerets, welche uns geduldig zur Seite standen, auch wenn uns die ein oder andere Bewegung manchmal sehr Spanisch vorkam. Nach einigen Tagen Übung konnte sich unser Hüftschwung jedoch sehen lassen und auch das Trommeln ging dann fast automatisch.

Welch eine Rolle die Musik schon bei den Kleinsten spielt, konnten wir im „Casa del Nino y de la Ninas“ erfahren. Für über 7.000 Kinder bietet dieses von Unicef unterstützte und vollständig ehrenamtlich organisierte Projekt an verschiedenen Standorten und in verschiedenen Programmen auch den Ärmsten eine tägliche (musikalische) Begleitung neben dem ohnehin auf Kuba

Fotos: Hanna Jähring

sehr gut ausgebauten und für Lateinamerika einzigartigen Schulsystem. Neben der musikalischen Vorführung dieser Kinder kamen wir auch in den Genuss zahlreicher Darbietungen von professionellen Tänzern und Sängern sowie Studierenden des pädagogischen Institutes von Havanna. Über vier Stunden wurde anlässlich unseres Besuches ein großes Spektakel auf die Beine gestellt, angefangen mit einem Theaterstück, in dem sie die afrikanischen Einflüsse auf Kuba reflektierten und abgerundet durch eine Tanzshow, in welcher sie sämtliche, ebenfalls stark durch afrikanische Einflüsse geprägten Tänze der Insel perfekt choreographiert vorstellten.

In einem kommunistisch geführten Land wie Kuba ist auch die Musik nie frei von politischen Einflüssen. Eine häufige Beschneidung der freien Meinungsäußerung wird bei Gesprächen



Musikalische Früherziehung.

mit Musikern sehr deutlich, die berichten, wie vorsichtig sie bei der Wortwahl in ihren Songs vorgehen müssen. In den Musikschulen und -konservatorien wurden die Helden der Revolution verehrt, auf bunten Schildern konnte man nachlesen, was es heißt, ein Revolutionär zu sein und José Martí, neben Castro und Che der eigentliche Nationalheld und Symbol für den Unabhängigkeitskrieg Kubas gegen Spanien, war allgegenwärtig.

Ortswechsel: Nach einer aufregenden Bahnfahrt – zwischen durch immer wieder unterbrochen durch grelle Taschenlampen, laute Sandwich-Verkäufer, unschönes Getier und abruptes Bremsen in kleinen Dörfern – erreichten wir nach 18 Stunden Santiago de Cuba im Südwesten der Insel, wo wir den zweiten Teil der Exkursion verbrachten. Ursprünglicher und in den Anfängen der Kolonisation für kurze Zeit als eigentliche Hauptstadt gedacht, wirkte Santiago irgendwie „kubanischer“ als Havanna. Auffal-

lend war eine stärkere Verbindung zu den afrikanischen Wurzeln der Bevölkerung, aber gleichzeitig auch ein etwas ärmlicherer Eindruck, obwohl man auf Kuba im Vergleich zu anderen Ländern der Karibik und Mittelamerikas selten wirklicher Armut, Straßenkindern und aufdränglichen Einheimischen begegnet – meist reichte ein freundliches aber bestimmtes „No, gracias!“

Neben Besuchen der „Castillo Morro“, der Festung, die Santiago vor Piraten schützte, dem Grab von José Martí, dem Museum des 26. Juli, welches zahlreiche Fundstücke aus der Zeit der Revolution zeigte, und einer Kaffeeplantage in den Bergen, stand jedoch auch in Santiago die Musik im Vordergrund. So wurden wir im Karnevalsmuseum freundlich mit einer Rumba-Show begrüßt und ließen es uns nicht nehmen, im legendären „Casa de la Trova“ den ein oder anderen Cuba Libre zu schlürfen – natürlich unter ständiger kritischer Betrachtung des musikalischen Geschehens auf der Bühne.

Zurück in Lüneburg und schon fast wieder dem Uni-Stress erlegen, bleiben unbeschreibliche Erinnerungen an eine außergewöhnliche Exkursion, während der jeden Tag etwas Neues entdeckt und gelernte Theorie hautnah praktisch angewandt wurde. Neben all den positiven Eindrücken, die man mit in die Heimat nimmt, stellt sich die Frage, wie sich die Zukunft der Insel gestalten wird, mit einem eher skeptischen Beigeschmack. Auf Kuba herrscht Unsicherheit und man fragt sich: Kommt jetzt ein wenig Freiheit oder kommen die „Yankees“? Einheimische prophezeien einen drastischen Wandel in den kommenden fünf Jahren und niemand weiß, wie weit sich das Land „öffnen“ wird und ob es möglich ist, Gesundheits- und Erziehungssysteme, die weltweit anerkannt sind, sowie andere Vorteile der aktuellen Politik zu bewahren.

Optimistisch stehen die Kubaner der ungewissen Zukunft gegenüber und nehmen sich Zeit, einen Moment zu verweilen, anstatt den Stress des Alltags regieren zu lassen – Eigenschaften, die auch die neuen Exkursionsteilnehmer mitbringen sollten. Momentane hochschulpolitische Reformen haben die Verkürzung der Studienzeit zum Ziel, nur leider bleiben bei diesem Modell häufig die „Extras“ des Studiums auf der Strecke. Es bleibt zu hoffen, dass Exkursionen wie diese auch in Zukunft ihren Platz im Lehrangebot finden, denn wir waren begeistert und wünschen uns, dass noch zahlreiche neugierige Lüneburger Kuba – oder, wie Kolumbus 1492 in seinem Bordbuch vermerkte, „die wohl schönste Insel, die Menschaugen je gesehen haben“ – entdecken.

Hanna Jehring

Von 100 % auf 50 % = 15 Credit Points

► Teilzeitstudium: nicht nur für studierende Eltern

Im Informationszeitalter scheint vieles möglich. Es ermöglicht beispielsweise das Eintrudeln vieler Newsletter-Mails mit mehr oder weniger interessantem Inhalt. Ich gebe zu: Ich bin in vielen Newsletter-Verteilern angemeldet, und ja, ich gebe ebenfalls zu: Ich lösche den Großteil dieser Mails – ungelesen. Ich entschuldige mich bei allen, die sich die Mühe machen, schöne Newsletterinhalte zu kreieren, die ich dann frevelhaft verschmähe, obwohl ich sie haben wollte. Entschuldigung! Doch ein Newsletter zog meine Aufmerksamkeit auf sich wie ein Glas Wasser, wenn ich Durst habe. Da stand das magische Wort „Teilzeitstudiengang“.

Ich rieb meine dauerhaft müden Augen; ich kniff mich in den Arm, aber das Wort blieb. Diese Mail war eine Auserwählte, weshalb sie nicht im Ordner „gelöschte Mails“ landete. Nein, ich las sie!

Die Leuphana Universität hat entschieden: Ab WS 07/08 haben alle BA-Studierenden

die Möglichkeit, ein Teilzeitstudium zu beantragen. Bis zur Überbelastung meiner Wangenfalteln vor Grinsen freut mich diese Nachricht. Endlich beschlossen, endlich möglich. Das Studieren mit Kind lässt sich besser arrangieren und Studieren und Jobben vereinbart sich doch so viel besser. Da muss ich doch gleich mal schauen, wie ich das beantr... Ach nein! Mich betrifft das nicht mehr. Ich bin dann mal weg.

Ich erinnere mich jedoch noch gut an meine Anfangszeit. Eingeschrieben als Vollzeitstudentin mit einem kleinen Kind von 1 1/2 Jahren. Irgendwie alles selbst gewollt. Also Augen zu, machen und hinein ins Studium. Für die letzten Jahre sollte dies mein Motto werden. Links und rechts Gucken war nicht mehr möglich. Vieles andere auch nicht. Und ganz ehrlich: Vollzeit studiert habe ich in den ersten Semestern nicht. Als Alleinerziehende mit einem Krippenplatz von 20 Stunden belief sich meine Studienzeit in den ersten Semestern höchstwahrscheinlich nie auf mehr als 20 bis 30 Stunden in der Woche. Da kamen keine Extras in Frage und das Studium konzentrierte sich auf das Nötigste. Ob das Teilzeitstudium etwas für mich gewesen wäre? Mal schauen, wie es aussieht.

Ein Student, der zur Zeit im Vollzeitstudium 30 Credit Points (CPs) im Semester erwerben muss, hat stattdessen die Hälfte der Leistung an CPs zu erbringen, also 15 CPs und muss entsprechend weniger Seminare, Vorlesungen und Übungen besu-

chen. Um die Hälfte verringert sich auch die Studiengebühr von 500 € auf 250 € (Kredite für Studiengebühren werden angepasst), aus 100 Prozent mache also 50 Prozent. Das gilt nicht für die Verwaltungsgebühren, da bleibt es 100 Prozent. Auch die Rechnung der Regelstudienzeit geht anders. Diese verlängert sich von sechs auf zwölf Semester, also von 100 Prozent auf 200 Prozent. Nach zwölf Semestern hätte ein Teilzeitstudent seinen Bachelor. Genauso wie die Regelstudienzeit funktioniert die BAföG-Rechnung auch nicht so kausal. Im Teilzeitstudium sinkt die Förderung von 100 Prozent auf 0 Prozent. Eine Nachfrage beim BAföG-Amt hat dies ausnahmslos bestätigt.

Noch eine Überraschung hält diese neue Regelung parat. Es ist möglich vom Vollzeit- zum Teilzeitstudium zu wechseln und umgekehrt. Was das heißt, muss ich ja gleich einmal ausrechnen. Ganz Vollzeit sind drei Jahre und ganz Teilzeit macht sechs Jahre für den Bachelor. Variante 1: Wenn ich zwei Jahre Teilzeit studiere, macht das 60 CPs; ein Jahr Vollzeit macht auch 60 CPs; in zwei weiteren Jahren Teilzeit kommen noch mal 60 CPs hinzu. Nach fünf Jahren habe ich also die 180 CP voll. Variante 2: Ich mache erst ein Jahr Vollzeit mit 60 CPs und danach vier Jahre Teilzeit für 120 CPs. Fünf Jahre später bin ich fertig mit dem Bachelor. Variante 3: Erst zwei Jahre Teilzeit mit 60 CPs und danach zwei Jahre Vollzeit für 120 CPs. Macht summa summarum vier Jahre Studium. Variante 4: Ich wechsele in jedem Jahr und bin auch vier Jahre an der Uni. Ein Jahr Vollzeit sind 60 CPs, ein Jahr Teilzeit macht 30 CPs, dann wieder ein Jahr Vollzeit für 60 CPs und noch ein Jahr Teilzeit für 30 CPs. Der Master müsste entsprechend hinzugerechnet werden – für alle, die das interessiert.

Klingt kompliziert? Kompliziert wird es erst, wenn dazu kommt, dass die Studieninhalte in den BA-Studiengängen in zwei Winter- und Sommersemester aufgeteilt werden. Ein Studieneinsatzwechsler muss jeden Tausch seines Studieneinsatzes genau mit diesem Studienangebotsrhythmus abstimmen, damit er die entsprechenden Module abschließen kann. Daher empfiehlt es sich vor allem zu Beginn eines Studiums zwei Jahre Teilzeitstudium am Stück zu machen. Bleibt also das Motto: Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Für was hätte ich mich wohl entschieden? Tor 3 klingt sehr verlockend. Puh, bin ich froh, dass ich diese Entscheidung nicht treffen muss. Ein sechsjähriges Teilzeitstudium plus zwei Jahre für den Master, dann wäre ich beim Studienabschluss, also dann wäre ich wie alt? Na, lassen wir das. Entsprechend dieser längeren Regelstudienzeit fallen auch die Langzeitstudiengebühren später an. Für zwei Semester im Teilzeitstudium verlängert sich die bisherige Regelstudienzeit um ein Semester.

Eines ist das Teilzeitstudium: Es ist ehrlich. Kein verstecktes Teilzeitstudium, sondern die offene Variante. Da, wo Teilzeit drauf steht, war auch nur Teilzeit drin. Das betrifft nicht nur El-



Foto: Pixello, Jentag 71

Ein Teilzeitstudium könnte vielen studierenden Eltern den Alltag erleichtern.

tern, sondern u.a. auch Studierende, die ihr täglich Brot verdienen müssen und ebenfalls zeitliche Einschnitte erfahren. Studenten, die jobben müssen, um sich ihr Studium zu finanzieren, kommt diese Variante sicher auch zugute. Wenn jedoch Studieren mit Kind eine Einschränkung ist und Studieren und Jobben eine weitere, was ist dann mit studierenden Eltern, die nebenbei jobben, um den eigenen Unterhalt und den für das Kind zu finanzieren? Eigentlich müssten die ja bei null CPs im Studium ankommen. Ein Blick nach links und rechts auf einige studierende Mitmenschen, die Arbeiten und Kinderbetreuung verbinden, zeigt jedoch etwas anderes.

Das Teilzeitstudium richtet sich an alle Studierende der Leuphana Universität, die sich in einem BA-Studiengang befinden oder einen aufnehmen. Einen Antrag stellen kann jeder. Prinzipiell werden alle, die ein Teilzeitstudium beantragen, zugelassen, wenn die Kapazitäten reichen. Ohne Formulare geht es natürlich nicht. Im Antrag müssen allerdings wichtige Gründe genannt werden. Dazu gehören: Erwerbs- und/oder Familientätigkeit, gesellschaftliches Engagement, Mitarbeit in einem Gremium an der Universität, eine schwerwiegende Krankheit oder die vielsagenden sonstigen Gründe.



Foto: Sabine Dupont

Sabine hat mit ihrem kleinen Sohn noch auf Vollzeit studiert.

Um ein Teilzeitstudium zu beantragen, sind mehrere bürokratische Hürden notwendig. Erstens muss der Antrag ausgefüllt werden, mit dem Wunsch zum Teilzeitstudium. Zweitens ist bei einem Wechsel vom Vollzeitstudium in ein Teilzeitstudium ein Beratungsgespräch verpflichtend, das auch allen anderen

empfohlen wird. Dieses Beratungsgespräch muss in einem Nachweisformular bestätigt werden. Ansprechpartner für diese Beratungsgespräche sind die Major-Verantwortlichen bzw. die Studiengangsleiter. Nahe gelegt wird jedem Teilzeitstudenten, sich nach zwei Semestern erneut beraten zu lassen. Was nicht mit dem Teilzeitstudium geht: ein Doppelstudium. Parallel zwei Teilzeitstudiengänge zu bestreiten ist nicht möglich. Das Teilzeitstudium gleicht das Defizit aus, das entsteht, wenn eine Studieneinschränkung vorhanden ist.

Ansonsten haben Teilzeitstudierende den gleichen Status an der Universität wie Vollzeitstudenten. Es halbiert sich nicht alles. Ein Teilzeitstudent hat nicht nur eine halbe Stimme bei AStA-Wahlen und bekommt auch nicht nur die Hälfte des Essens in der Mensa oder nur einen halben Stuhl im Seminarraum. Er darf

auch keine halben Hausarbeiten abgeben. Vor allem sollte er keine halbherzigen Entscheidungen treffen, sondern mit vollem Verstand.

Sabine Dupont

Infos

Alle Vordrucke der Formulare können unter www.leuphana.de/teilzeitstudium über Links auf der Fußseite heruntergeladen werden. Auf der Seite befinden sich auch nützliche Fragen und Antworten rund ums Teilzeitstudium. Spätestens am 15. Juli zum jeweiligen WS müssen alle Unterlagen beim Immatrikulationsamt sein.

Werbeanzeige

Ein Hut, ein Stock, ein Regenschirm für Nicaragua

► „Viva con Agua“ Pilgerreise zur EM – ein Interview mit dem ehemaligen FC St. Pauli Spieler Benjamin Adrion

Der Jakobsweg ist mittlerweile fast ein Muss für jeden „hippen“ jungen Menschen, der irgendwie ganz unabhängig und individuell sein möchte. Von Individualität kann dabei nur leider schon längst nicht mehr gesprochen werden. Ein bisschen abgelutscht das Ganze.

Viel besser ist ein anderer Weg. Pilgern durch Deutschland. 1.000 Kilometer zu Fuß in 39 Tagen. Seit dem 30. April laufen sieben Aktivisten auf dem von der Hamburger Trinkwasserinitiative „Viva con Agua de Sankt Pauli e.V.“ organisierten „Wassermarsch“ quer durch Deutschland. Ziel ist das Eröffnungsspiel der Fußball Europameisterschaft in Basel am 7. Juni. Mit auf der Pilgerreise ist das kongolesische Lastenfahrrad Tshukudu, das von den Läufern die gesamte Strecke geschoben wird. Es ist eine Dauerleihgabe des Fernsehmoderators Jörg Pilawa. Und jeder, der fitte Waden hat, kann den Marsch durch eigenes Mitlaufen unterstützen. So hat es der „Hinz-und-Kunzt“-Verkäufer Thor-

Brot, Wir sind Helden oder Clueso und viele mehr unterstützen die Pilgertour durch ihre Konzerte.

Zum Zeitpunkt, an dem ich meinen Artikel tippe, ist die Hälfte der Strecke bereits geschafft. Auch auf dem Campus in Lüneburg hatten die Wasserläufer einen Etappenstopp. Laufen für einen guten Zweck. Doch wie finanzieren sich die Wasserläufer habe ich Lars Braitmayer, einen der Beteiligten, bei dem Konzert in Lüneburg gefragt. Die Laufschuhe haben sie gestellt bekommen und bei den Unterkünften hoffen sie auf die Gunst der Bevölkerung, zum Beispiel auf Hotels, die die Gruppe kostenlos für eine Nacht unterkommen lassen.

Da die Pilger pilgern, habe ich mich stellvertretend mit dem „Viva con Agua“-Urvater, dem ehemaligen FC St. Pauli Spieler, Benjamin Adrion getroffen und ihn zum Wassermarsch und der Initiative „Viva con Agua“ befragt.



Fotos: Moritz Prieher, Viva con Agua

Inzwischen gibts auch Berge.

sten gemacht, der morgens beim Startschuss in Hamburg einfach da war. Und gesagt hat, er laufe mit. Die Etappe durch Hamburg, oder wie? Nein. Er laufe mit bis nach Basel.

Die Idee hinter der ältesten Fortbewegungsmethode seit Menschen Gedenken ist, auf dem Weg durch die Republik auf die problematische Trinkwasserversorgung in Entwicklungsländern aufmerksam zu machen und das aktuelle Trinkwasser Projekt in Lateinamerika zu unterstützen.

Dafür finden zahlreiche Musik- und Sportveranstaltungen entlang des Wassermarsches statt, deren Erlöse in den Bau von 35 Trinkwasserbrunnen in Nicaragua fließen. Bands wie Fettes

Univativ: Hast du Kontakt zu den Jungs? Und wie geht es ihnen?

Benny: Klar habe ich Kontakt. Wir haben eine Abmachung – egal wann das Handy klingelt, man muss ran gehen. Den Jungs geht's gut. Nachdem die Hälfte des Marsches um ist, sind die Läufer in einen neuen Zustand übergegangen. Zu Beginn herrschte noch Anspannung. Gedanken, ob alles klappt. Bei den Läufern hat sich so was wie ein flowartiger Zustand eingestellt, in dem sie sich selber und ihre Sorgen verlieren. Bei so einer langen Strecke zu Fuß haben sie viel Zeit, nachzudenken. Körperlich gab es die ein oder anderen verletzungsbedingten Ausfälle. Aber drei Läufer sind von Anfang bis jetzt – ohne Unterbrechung – alles gelaufen.

Univativ: Läufst du selber auch?

Benny: Ich bin bei der Eröffnung in Hamburg gelaufen, laufe noch von Stuttgart eine Strecke mit und zum Schluss von Freiburg bis Basel zum Eröffnungsspiel. Leider kann ich nicht mehr laufen, da ich viele Sachen von Hamburg aus erledigen muss.

Univativ: Wie ist die Resonanz der Leute, die die Wasserläufer unterwegs treffen?

Benny: Die Resonanz ist überwiegend positiv, was sich auch daran zeigt, dass die Jungs noch für keine Unterkunft bezahlen mussten. Verschiedene Tageszeitungen berichten auf dem Weg über die Wasserläufer. Aber bis jetzt ist die Geschichte noch nicht so groß geworden, wie sie es verdient hätte.

Univativ: Wie seid ihr auf die Idee des Wassermarsches gekommen?

Benny: Letztes Jahr waren wir ja schon mit dem „Tshukudu“ auf dem Weg von Hamburg nach Rostock zum G8 Konzertfestival „Deine Stimme gegen Armut“. Nach dieser kleinen Pilgerreise kam die Idee, zur EM zu laufen.

Univativ: Was ist das konkrete Ziel des Wassermarsches?

Benny: Abgesehen von den 51.000 Euro für Nicaragua ist unser Ziel, „Viva con Agua“ aus Hamburg „raus zu schieben“ und mit so einer Aktion zu zeigen, was „Viva con Agua“ für einen Charakter hat. Wir wollen zeigen, wie sehr sich Leute für etwas einsetzen und wie einfach es sein kann, mitzumachen und selber aktiv zu sein. Im Fall des Wassermarsches bedeutet das zum Beispiel, eine Unterkunft zur Verfügung zu stellen oder einfach mitzulaufen.

Univativ: Was kommt nach dem Wassermarsch? Was steht dieses Jahr noch an?

Benny: Bisher haben wir bezüglich des Wassermarsches nur bis zum Public Viewing in Basel geplant. Kurz vor dem Eröffnungsspiel dürfen wir auf die Bühne und viele von „Viva con Agua“ werden da sein. Wir werden alle das Fußballspiel schauen und danach auf jeden Fall ausschlafen. Außerdem überlegen wir noch, wie man den Zeitraum der EM für sich nutzen kann. Vielleicht mit dem „Tshukudu“ durch die Schweiz? Anschließend: Festivals, Festivals, Festivals. Wobei wir mit dem Pfandbecher-Rückgabe-System arbeiten. (Anmerkung der Redaktion: Pfandbecher können auf Konzerten bei „Viva con Agua“ Sammelstellen abgegeben werden. Der Erlös daraus geht an das aktuelle Nicaragua Projekt.)

Univativ: Nun zu der Trinkwasserinitiative allgemein: Wie hast du Leute gefunden, die sich so sehr für dein Projekt einsetzen und nun Vollzeit mitarbeiten?

Benny: Wir haben „Viva con Agua“ damals als ein Netzwerk privater Art gegründet, als einen Kreis von Freunden. Es steckte der Gedanke dahinter, dem Kreis von privaten Leuten ein Sprachrohr zu verschaffen. Wir wollen niemanden krampfhaft dazu bringen, bei uns mitzumachen. Das gesamte Netzwerk ist mit der Zeit immer größer geworden. Andere sind damals über den Verein FC St. Pauli dazugekommen. Einige feste Mitarbeiter hatten zu dem Zeitpunkt einfach gerade keinen Job, sind ins Büro gekommen und haben mitgearbeitet, ohne Geld zu fordern und zu wollen – und das ganze mit hoher Eigenmotivation. Der Job macht einfach auch Spaß, da er nicht nur theoretisch ist.

Univativ: Was ist das für ein Gefühl, dass manche feste Mitarbeiter ihren Alltag nach deiner Idee ausrichten und das bisher unentgeltlich? Schlechtes Gewissen?

Benny: Ein schlechtes Gewissen habe ich überhaupt nicht. Ich verstehe „Viva con Agua“ auch lange nicht mehr als „meine“ Idee. Es ist ja auch eben schon lange nicht mehr „nur“ meine Idee. Jeder macht seine Beteiligung aus eigener Motivation heraus. Es ist ein Arbeitsplatz, an dem man sich selber entwickelt. Das gilt für alle. Jeder tut für sich, das was in seiner Situation richtig ist.

Univativ: Wie konntest du innerhalb kurzer Zeit Kontakt zu diversen Künstlern bzw. Musikern herstellen?

Benny: „Fettes Brot“ sind zum Beispiel St. Pauli-Fans. Ich habe

den Kontakt von ihrem Manager bekommen und mich einfach vorgestellt. „Wir sind Helden“ habe ich beispielsweise getroffen und ihnen die Motivation hinter „Viva con Agua“ erklärt. Der Verein hat eine Natürlichkeit und kommt nicht aus der Wirtschaft. Es geht dabei um eine ehrliche Motivation und nicht um das große ökonomische Geld. Dabei ist es verrückt, bisher so viel Geld für die Brunnen in Bewegung gebracht zu haben. Gerade Leute wie wir.

Univativ: Gab es Momente, an denen du gezweifelt hast, dass „Viva con Agua“ Erfolg hat?

Benny: Die größte Hoffnung, als damals die Idee da war, jedoch noch niemand davon wusste, galt, dass es überhaupt klappt, das Ganze publik zu machen.

Wir haben gedacht: Musik, junge Leute und Fußball, das kann passen, aber noch Niemand konnte sehen, wo es hin läuft. Es gab die Angst, dass die Idee weg bricht und einfach versiegt und niemand überhaupt von dem Konzept etwas mitbekommen hätte. Heute gilt die Angst eher, dass man Leute bezahlen kann, oder dass es zu groß wird. Auch soll „VcA“ keine Feinde bekommen. Wir wollen es schaffen, dass der Verein weiterhin positiv betrachtet wird.



Die Wasserläufer rühren die Werbetrommel.

Univativ: Gab es da gerade in Bezug auf die Spendenskandale in anderen Organisationen negative Erfahrungen für euch?

Benny: Es gibt immer natürliche Bedenken zu dem Thema. Spendenskandale verunsichern noch darüber hinaus. Die, die kritisch waren, sind es umso mehr.

Univativ: An welchen Faktoren machst du den Erfolg von „Viva con Agua“ aus?

Benny: Mittlerweile an einer stetigen Weiterentwicklung – es gibt keinen Stillstand. Erfolg für „VcA“ wäre eine bundesweite Rezeption. Dass die Strukturen stabil und gefestigt sind und dass langfristig Arbeit gesichert werden kann. Finanziell ist das Ziel, eine Million Euro an Spenden zusammen zu bekommen.

Univativ: Wo siehst du dich in 10 Jahren mit „Viva con Agua“?

Benny: Ich möchte verrückte Leute treffen. Warum nicht Nelson Mandela oder Barack Obama? In zehn Jahren wäre es toll, wenn „VcA“ eine feste Größe in Deutschland wäre, internationale Netzwerke hätte und mehrsprachige Websites. Wenn zum Beispiel in Ghana Aktionen für Afrika stattfinden würden und die Menschen in den Projektländern sich mit Aktionen für sich selber einsetzen könnten. Vor allem wäre es toll, wenn man den Graben, von dem immer gesprochen wird, überspringen kann und diese Kritik weg bricht.

Wenn die Univativ erscheint, ist der Wassermarsch beendet. Kurz vor Druckbeginn hatten die Wasserläufer bereits 2/3 des Geldes für die Brunnen in Nicaragua zusammen. Que guay!



Die Wassermarsch Gruppe mit Etappenstopp in Lüneburg.

Viva con Agua de Sankt Pauli e.V.

„Leben mit Wasser von Sankt Pauli“ – Entwicklungsarbeit durch Musik, junge Leute und Fußball

Die Hamburger Trinkwasserinitiative „Viva con Agua“ wurde 2005 von Benjamin Adrion mit Rückendeckung seines damaligen Fußballclubs St. Pauli und mit der Unterstützung von Freunden gegründet. Das Ziel des gemeinnützigen Vereins mit dem spanischen Namen ist es, für die Verbesserung der Trinkwasserversorgung in Entwicklungsländern zu sorgen und somit vielen Menschen einen besseren Zugang zu sauberem Trinkwasser zu ermöglichen. „Viva con Agua“ arbeitet mit der Deutschen Welthungerhilfe zusammen, die als Partner die Projekte vor Ort durchführen. Das Vorhaben bezieht sich dabei auf den Bau von Tiefbohrbrunnen und Quelleinfassungen in so genannten Millenniumsdörfern.

Im September 2000 wurde als Ergebnis eines Gipfeltreffens der Vereinten Nationen die Millenniumserklärung festgelegt. In dieser Erklärung wurden acht Ziele vereinbart, die als Handlungsanweisung für die internationale Politik dienen sollen. Die Ziele beziehen sich unter anderem auf die Bereiche Gesundheit, Armut, Hunger, Bildung und Aufklärung. Mit den Millenniumsdörfern wurden 15 Gemeinden in Entwicklungsländern ausgewählt, anhand derer die Welthungerhilfe verdeutlichen will, dass das gesetzte Vorhaben erreichbar ist. Die von den Bewohnern genannten dringendsten Probleme des jeweiligen Dorfes sollen in Form einer Hilfe zur Selbsthilfe nachhaltig verbessert werden. In Bezug auf die Projekte von „Viva con Agua“, sollen die Einheimischen beispielsweise selbstständig in der Lage sein, für die Instandhaltung der Brunnen zu sorgen. Der Bau von Brunnen hat

auch Auswirkungen auf andere Handlungsfelder neben der Trinkwasserversorgung. So haben Kinder in Äthiopien zum Beispiel mehr Zeit um zur Schule zu gehen, da sie nicht mehr mit ihren Müttern stundenlang zu weit entfernten Wasserquellen laufen müssen.

Um den Bau von Quelleinfassungen und Brunnen finanzieren zu können, veranstaltet die Hamburger Trinkwasserinitiative unter Anderem diverse Kultur- und Sportveranstaltungen, deren Eintrittsgelder in die aktuellen Trinkwasserprojekte fließen. Ebenfalls unterstützen zahlreiche Künstler „Viva con Agua“ durch Benefizkonzerte. Auch im Bereich „Schule“ ist „VCA“ aktiv, gibt Workshops zum Thema Trinkwasserproblematik in Entwicklungsländern und verdeutlicht gerade für die Kinder und Jugendlichen, wie wichtig es ist, sich mit einer solchen Problematik auseinander zu setzen. Durch verschiedenste Aktionen konnten in der Vergangenheit bereits fünf Trinkwasserprojekte in fünf verschiedenen Ländern umgesetzt und somit viele Brunnen gebaut werden.

Ganz nebenbei kann auch noch erwähnt werden, dass „Viva con Agua“ einige Male das „Startsocial“ Stipendium gewonnen hat. Jedes Jahr wird unter der Schirmherrschaft von Angela Merkel ein deutschlandweiter Wettbewerb durchgeführt, bei dem Projekte mit herausragenden sozialen Ideen und Engagement eine dreimonatige professionelle Beratung erhalten. In dieser Phase bekommen die jeweiligen Projekte Unterstützung in der Verbesserung von Organisationsstrukturen und im Aufbau von Netzwerken zu Unternehmen. Zuletzt wurde „Viva con Agua“ 2007 in das Bundeskanzleramt nach Berlin eingeladen und von Angela Merkel als Bundessieger des „Startsocial“ Wettbewerbes ausgezeichnet und mit 5.000 Euro prämiert.

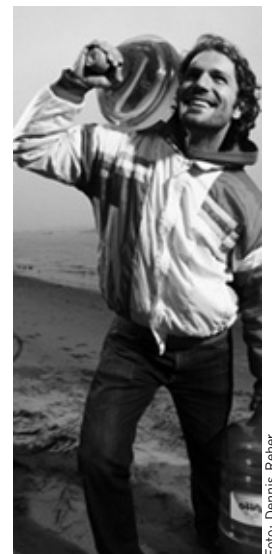


Foto: Dennis Reher

Benny Adrion ist Initiator des Trinkwasserprojektes „Viva con Agua“.

Trotz all dem Lob und Brimborium drum herum darf die eigentliche Aufgabe nicht vergessen werden. So soll für das aktuelle Projekt in Nicaragua, der Bau von 35 Brunnen und Waschplätzen im Millenniumsdorf Auhya Pihni finanziert werden.

Da sich „Viva con Agua“ als offenes Netzwerk versteht, kann jeder der Interesse hat, den Verein durch eigene Initiative unterstützen. www.vivaconagua.org

Svenja Kühlke

Impressum

Herausgeber:

Univativ – Das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:

Scharnhorststraße 1

21335 Lüneburg

E-Mail: univativ@uni-lueneburg.de

Internet: www.uni-lueneburg.de/univativ

Redaktionsleitung: Roland Ahrendt, Svenja Kühlke,
Karoline Mohren

Geschäftsführung und Anzeigen: Max Gabrian

Presse und Öffentlichkeitsarbeit: NN.

Layout/Produktion: Clarissa Möller

Ständige Redaktionsmitglieder: Roland Ahrendt,
Sabine Dupont, Julia Emmel, Ulrike Fasbender,
Max Gabrian, Martin Gierczak, Stefanie Hilker,
Annika J. Höppner, Christina Hülsmann, Svenja Kühlke,
Gunnar Maus, Karoline Mohren, Clarissa Möller,
Katarina Trost, Dorothee Torebko

Schlussredaktion: Karoline Mohren

Druck: Druck Grafik Service GbR Lüneburg

Redaktionssitzungen:

Nach Bedarf mittwochs,

Infos unter univativ@uni-lueneburg.de

Erscheinungsweise: vier Mal jährlich

Auflage: 2500

Die Univativ-Ausgabe 56 erscheint Anfang Oktober.

Redaktionsschluss: Mitte September 2008

Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte
wird keine Haftung übernommen.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen
von Leserzuschriften vor.

Werbeanzeige

Werbeanzeige